

Predigt über Psalm 113

*Preist den Ewigen!
Preist, ihr Knechte des Ewigen,
preist den Namen des Ewigen!
Der Name des Ewigen sei gesegnet
von jetzt an bis auf ewig;
vom Aufstrahlen der Sonne bis zu ihrem Heimkommen
sei gepriesen der Name des Ewigen.
Erhaben über alle Völker ist der Ewige,
über dem Himmel seine Ehre.
Wer ist wie der Ewige, unser Gott,
der Sitz hat in der Höhe,
der Sicht hat in die Tiefe
im Himmel und auf der Erde;
aufrichtet vom Staub den Armen,
erhebt aus dem Dreck den Bedürftigen;
ihm Sitz zu geben mit den Edlen,
mit den Edlen seines Volkes;
Sitz gibt der der Kinderlosen im Haus,
als einer frohen Mutter von Kindern.
Preist den Ewigen!*

Psalm 113 ist der Beginn des großen Hallel, des großen Lobgesangs aus den Psalmen 113 bis 118, der zu Pessach, zum Gedenken der Befreiung gesprochen wird. Auch Jesus hat es an seinem letzten Abend so gehalten. Und da sie den Lobgesang gesprochen hatten, heißt es bei Matthäus, gingen sie hinaus an den Ölberg. Am heutigen Sonntag Trinitatis, der Dreifaltigkeit und Dreieinigkeit Gottes, verkündet uns dieser Psalm, was das Wesen des biblischen Gottes ist, den wir Christen als Vater, Sohn und Geist bekennen und anrufen: was ihn ausmacht, was ihm eigen ist, ihn eigenartig und einzigartig macht. Es ist kein Zufall, sondern gehört zum Inhalt dieser Verkündigung, dass ihre Form ein Loblied ist, ein Aufruf, diesen Gott zu preisen und zu loben, und zugleich eine Befolgung, eine Umsetzung dieser Aufforderung – und nicht, zum Beispiel, ein Lehrstück, eine Gotteslehre, ein Katechismusartikel. Das ist ein Hinweis darauf, dass auch die christliche Rede von Vater, Sohn und Geist nicht in erster Linie eine Lehre, eine Theorie ist – die Trinitätslehre –, sondern Anleitung und Hilfe dazu, diesen Gott zu loben, zu preisen, anzubeten. Und so halten wir es auch in unseren Gottesdiensten. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, heißt es zu Beginn – eine Parole, eine Proklamation, eine Demonstration, worum und um wen es im Gottesdienst geht. Es ist darum nicht gut, wenn Gottesdienste beginnen mit „wir feiern diesem Gottesdienst im Namen ...“ – da drängeln sich unser Wir und unser Tun ein bisschen vor, rücken vorlaut an die erste Stelle. Und am Ende der Psalmlesung singen wir: Ehr sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist, machen damit deutlich, wem die Ehre gebührt, machen uns aber auch klar, dass wir den in den Psalmen gepriesenen Gott Israels meinen, wenn wir von Vater, Sohn und Geist reden. Es ist freilich nichts dagegen zu sagen, sondern es spricht viel dafür, in zweiter Linie auch so etwas wie eine Trinitätslehre, eine Gotteslehre, eine Glaubenslehre zu erarbeiten, um zu verstehen, was wir glauben, uns auch miteinander über unseren Glauben zu verständigen und darüber, welches Leben, Tun und Reden diesem Glauben entspricht oder widerspricht.

In der Bibel ist es der Name, der das Wesen ausdrückt – das gilt für biblische Menschen, deren Namen oft programmatische Bedeutung haben, weshalb es manchmal auch zu Umbenennungen kommt, das gilt aber auch für Gott. Sein Name wird zwar nicht ausgesprochen, sondern umschrieben – in Luthers und in der Zürcher Übersetzung mit HERR, in anderen mit „der Ewige“

oder einfach mit „der Name“ –, doch von ihm ist auch dann oft die Rede, wenn der Name gar nicht fällt: er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen; nicht uns, aber deinem Namen gib Ehre; dein Name werde geheiligt. Denn dieser Name ist verheißungsvoll, ist programmatisch, drückt sein Wesen aus: das, was ihn von anderen Mächten und Herrschaften unterscheidet. Ich werde da sein, mit euch sein, als der ich da sein werde – so hat er den Namen einst Mose gegenüber gedeutet. Und an anderer Stelle: Barmherzig, gnädig, geduldig, von großer Güte und Treue.

Auch in unserem Psalm spielt dieser Name eine große Rolle. Schon in der Aufforderung Halleluja – preist den Ewigen! –, die diesen Psalm umrahmt, klingt er an. Diese Aufforderung wird sodann mehrfach wiederholt, eindringlich eingeschärft: Preist, ihr Knechte des Ewigen, preist den Namen des Ewigen; der Name des Ewigen sei gesegnet von jetzt an bis auf ewig; vom Aufstrahlen der Sonne bis zu ihrem Heimkommen sei der Name des Ewigen gepriesen, und das ist nicht nur zeitlich gemeint, von morgens bis abends, sondern räumlich: von Ost bis West, also auf der ganzen Erde.

Der Psalmdichter unternimmt es nun selbst, das zu tun, was er fordert. Er lobt und preist den Ewigen, lobt und preist den Namen – das kleine Volk Israel nimmt vorweg, was es von aller Welt erwartet, erhofft. Und dieser Lobpreis umschreibt und drückt aus, was der Name Gottes bedeutet, was diesen Gott von anderen unterscheidet, ihn einzigartig macht.

Hoch erhaben über alle Völker ist der Ewige – der Gott, der das Volk Israel erfunden und befreit, zu seinem Zeugen und Bundesgenossen berufen hat, es begleitet bis auf den heutigen Tag, der ist auch erhaben über alle Völker, auch wenn die das nicht wissen, auf das Zeugnis dieses Volks nichts geben und darum auch nicht seinen Aufruf befolgen, den Namen dieses Gottes von Ost bis West, auf der ganzen Erde zu loben und zu preisen. Und parallel zu dieser Erhabenheit über die Völkerwelt verkündet der Dichter auch die Überlegenheit der Ehre Gottes über dem Himmel – wir kennen diese biblische Parallele zwischen Himmel und Erde aus dem Lobgesang der himmlischen Heerscharen der Weihnachtsgeschichte, in den wir Sonntag für Sonntag einstimmen: Ehre Gott in der Höhe und Friede auf Erden. Wir kennen sie auch aus dem Vaterunser: geheiligt werde dein Name, heißt so viel wie: dein Wille geschehe im Himmel und auf Erden. Die Durchsetzung des Gottes Israels in den Irrungen und Wirrungen, den Kämpfen und Ratlosigkeiten der Völkerwelt und sein zu Ehre, zu Glanz, zu Respekt Kommen im Himmel, unter all den Göttern und Geistern, heiligsten Gütern, Ideen und Ideologien, auch da gibt es unterdrückende und befreiende, herrschende Lehren und verdrängte – beide Kämpfe hängen zusammen, sind parallel.

Wer ist wie der Ewige, unser Gott?, fragt der Dichter, was gewiss eine rhetorische Frage ist – niemand ist wie er. Doch das meint er nicht nur quantitativ – er ist erhaben, ist allen anderen Mächten und Gewalten überlegen. Sondern er meint es qualitativ, inhaltlich, er meint das Besondere dieses Gottes, was ihn von anderen unterscheidet, spricht von seinem Namen: der Sitz hat in der Höhe, der Sicht hat in die Tiefe. Gemeint ist hier nicht schlicht und platt: wer hoch oben ist, kann gut runter gucken. Sondern: die Erhabenheit und Überlegenheit dieses Gottes besteht darin, die Unteren, die Niedrigen und Bedrückten im Blick zu haben, und zwar im Himmel und auf der Erde, also im Geistigen wie im Materiellen. Und das ist kein zwar mitfühlender, aber hilfloser und folgenloser Blick. Wenn es von Gott heißt, dass er sieht, dann ist das sogleich ein Erwählen, eine Veränderung der ganzen Situation: er richtet den Armen auf aus dem Staub, erhebt den Erniedrigten aus dem Dreck, gibt ihm Sitz mit den Edlen. Das ist das Besondere an ihm: der Erhabene erhebt die Niedrigen; der Sitz hat, gibt Sitz und Stimme denen, die im Dreck sind, in den Dreck getreten wurden.

Dieses Sitzgeben den Niedrigen durch den, der seinen Sitz in der Höhe hat, zeigt der Dichter noch an einem weiteren Beispiel. Parallel zu den Armen und Bedürftigen steht die kinderlose Frau, der der Ewige Sitz gibt im Haus als frohe Mutter von Kindern. Keine Kinder zu haben,

bedeutete in der antiken Welt der Bibel und in vielen Ländern bis heute soziales Elend, keine Versorgung im Alter, keine Zukunft, keinen sicheren Sitz im Haus. Doch die kinderlose Frau erinnert zugleich an das Volk Israel. Während bei den Völkern das Kinderkriegen die natürlichste Sache von der Welt ist, geschieht das in Israel nicht von selbst, bedarf immer wieder des Eingreifens Gottes, ist kein natürlicher, sondern ein geschichtlicher, ein heilsgeschichtlicher Vorgang – bei Abraham und Sara, Isaak und Rebekka, Jakob und Rachel und Lea, dann wieder bei Samuels Mutter Hanna und bei Zacharias und Elisabeth. In Israel versteht es sich nicht von selbst, dass es eine nächste Generation, dass es Zukunft gibt, sondern ist das Tun des Gottes, der die Erniedrigten erhöht. So ist es kein Zufall, dass es in der ganz überwiegend von Männern beherrschten und bevölkerten Welt der Bibel immer wieder Frauen sind – Miriam, Hanna, Maria –, die Gott in Liedern dafür preisen, dass er die Mächtigen stürzt und die Niedrigen erhöht, und vielleicht ist auch der Dichter dieses Psalms eine Dichterin. Doch sind sich ja alle biblischen Autoren, Männer und Frauen, darin einig, dass das das Wesen dieses Gottes ist: der Erhabene erhebt; der seinen Sitz in der Höhe hat, gibt den Niedrigen Sitz bei den Hohen. In biblischer Sicht ist es nicht so, dass der hohe und überlegene Gott trotz dieser Höhe sich erstaunlicherweise der Niedrigen erbarmt, sondern gerade darin, dass er die Niedrigen erhöht, besteht seine Hoheit. So hoch der Himmel über der Erde ist, lässt er seine Gnade walten, heißt es in einem anderen Psalm – es handelt sich bei Gott nicht um eine inhalts- und richtungslose Allmacht, die dies tun kann, aber auch das Gegenteil, sondern seine Gnade, seine Solidarität ist uns himmelweit überlegen.

Das gilt auch für die christliche Rede von Vater, Sohn und Geist. Wir hätten das ganze biblische Zeugnis missverstanden, wenn wir meinen, es sei ein riesiges und staunenswertes Paradox, dass der hohe, der Erhabene Herr und Schöpfer des Himmels und der Erde sich in seinem Sohn ganz niedrig macht, ein Mensch von Fleisch und Blut wird allen Menschen zum Mitmensch, noch weiter erniedrigt wird, leidet und stirbt. Nein, das entspricht ihm, das sieht ihm ähnlich. Und der Geist, der Dritte oder die Dritte im Bunde? Es ist die Kraft dieses Gottes, die Mühselige und Beladene erquickt, Erniedrigte erhöht und uns gerade dadurch davon befreit, gesellschaftlich und religiös nach oben zu streben, uns vielmehr, wie Gott selbst, zu den Niedrigen zu halten. Dass die Kirchen des Ostens und des Westens sich über das kleine Wort *filioque* fürchterlich zerstritten und getrennt haben, wird oft als besonders skurriles Beispiel theologischer Haarspalterei belächelt: es ging und geht um die Frage, ob es im Glaubensbekenntnis heißt, dass der Geist vom Vater ausgeht oder vom Vater *und vom Sohn* – *filioque*. Doch wir merken: es ist ein entscheidender Unterschied, ob der Heilige Geist nur die Erhabenheit und Überlegenheit Gottes unter uns vertritt oder auch seine Niedrigkeit, seine Menschlichkeit.

Als zum ersten Mal ein Bischof aus Lateinamerika Papst wurde, gab er sich den Namen Franziskus – und auch dieser Name, diese Umbenennung war programmatisch. Er versucht seitdem, diesem verpflichtenden Namen als Fürsprecher der Armen gerecht zu werden. Nun hat er ein Verfahren in Gang gesetzt, dass zur Heiligsprechung Oscar Romeros führen soll. Der war Bischof von San Salvador, war zunächst konservativer Theologe der reichen Oberschicht, wurde dann aber fast gegen seinen Willen vom Geist Gottes getrieben zum Kämpfer für die Armen und hat dieses Engagement mit seinem Leben bezahlt. Ich bin nicht sicher, was Gott von dem Institut der Heiligsprechung hält, aber ich bin sicher, dass ihn die Ehrung dieses Zeugen von der Erhebung der Bedürftigen aus dem Dreck freuen wird. Der Geist, der Wind weht, wo er will, so haben wir gehört. Warum sollte er das nicht auch in der Kirche tun, sogar in der katholischen?

So spricht der Hohe und Erhabene, dessen Name heilig ist:
Ich wohne in der Höhe und im Heiligtum
und bei denen, die zerschlagenen und demütigen Geistes sind,
auf dass ich erquickte den Geist der Gedemütigten und Zerschlagenen (Jesaja 57,15)

Amen.